



Leseprobe

Geneva Lee

Royal Destiny

Roman

»Noch leidenschaftlicher, noch gefährlicher, noch atemberaubender – endlich sind die Royals zurück ...« *Susann Fleischer / literaturmarkt.info*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 336

Erscheinungstermin: 21. August 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die große ROYAL-Saga von Geneva Lee: Über 1 Millionen verkaufte Bücher der SPIEGEL-Bestsellerreihe im deutschsprachigen Raum!

Clara & Alexander – Kann ihre große Liebe diese erneute Zerreißprobe bestehen?

Band 7 der großen, unvergesslichen ROYAL-Saga ...

Im britischen Königshaus läuten wieder die Hochzeitsglocken. Doch wer ist das glückliche Paar, dessen Verbindung die Monarchie in ihren Grundfesten erschüttern könnte? Die internationale Klatschpresse stürzt sich begierig auf den royalen Skandal, und dann kommen auch noch gefährliche Informationen über das Attentat auf Alexanders Vater ans Licht. Der Druck auf Alexander wächst – und sein Bedürfnis, Clara und seine Familie zu beschützen, wird zur erbarmungslosen Besessenheit ...

Die gesamte ROYAL-Saga von Geneva Lee

Clara und Alexander:

Band 1 – Royal Passion

Band 2 – Royal Desire

Band 3 – Royal Love

Bella und Smith:

Band 4 – Royal Dream

Band 5 – Royal Kiss

Band 6 – Royal Forever

Clara und Alexander – Die große Liebesgeschichte geht weiter:

Band 7 – Royal Destiny

Band 8 – Royal Games

Band 9 – Royal Lies

Band 10 – Royal Secrets

GENEVA LEE
ROYAL DESTINY

*In liebevollem Gedenken an Suzi,
die immer eine Royal sein wird.*

Ich stützte mich auf dem Ellenbogen ab, betrachtete sie und fragte mich, mit wem sie wohl im Traum sprach. Obwohl es völlig sinnlos war, auf ihre Träume eifersüchtig zu sein, konnte ich doch nicht anders. Dass sie sich mir im Schlaf entzog, schien meiner irrationalen Seite unerträglich, die, seit ich Clara kannte, viel zu oft meinen Verstand aushebelte.

Vielleicht verspürte ich deshalb so häufig den Drang, sie zu gewissen nächtlichen Aktivitäten zu wecken.

Der anatomische Gegenspieler meines Verstandes zuckte bei diesem Gedanken bereits zustimmend, woraufhin ich die Hand nach unten sinken ließ und mich gedankenverloren streichelte. Ab wann durfte man sie wohl zu morgendlichem Sex wecken? Schwer zu sagen, wenn man bedachte, wie sehr unser Rhythmus durcheinandergeraten war, seit wir vor etwas über einer Woche in Seattle eingetroffen waren. Auf unserer Reise durch die USA, die der Beziehungspflege zwischen den Staaten diente, hatten wir schon drei andere Städte besucht. Wenigstens war die Bundeshauptstadt unsere letzte Station. Die Anstrengungen der Reise und unsere quicklebendige Tochter strapazierten Claras Nerven unentwegt – trotzdem sagte sie nie Nein.

»Machst du dich schon mal warm?«, murmelte sie, schlug blinzelnd die Augen auf und sah mich verschlafen an.

»Ich wollte dich nicht wecken.« Ich verschwieg ihr, dass ich es trotzdem getan hätte. Obwohl ich mir auf meine Selbstbeherrschung etwas einbildete, ließ diese in Bezug auf meine Frau sehr zu wünschen übrig. Wenn ich mit ihr allein war, konnte ich nicht von ihr lassen.

Claras Lachen nahm mir etwas von der Last, die mir unablässig auf der Seele lag. Vielleicht ließ sich meine Besessenheit für sie darauf zurückführen, dass ihre Gegenwart stets wie Balsam auf mich wirkte. Immer linderte sie die Bürde, die ich auf meinen Schultern trug, obschon sich der Druck, der auf mir lastete, exponentiell verstärkt hatte, seit sie in mein Leben getreten war. Durch sie fühlte ich mich zugleich gebunden und befreit. Es war das große Paradoxon unserer Liebe, dass wir einander erlösten, indem wir uns beide einem Leben voller Pflichten verschrieben hatten.

»Du hättest mich sowieso geweckt«, behauptete sie und streckte ihre schlanken Arme über dem Kopf aus.

Die Bewegung erregte mein Interesse. Ich nutzte die Chance, mich über sie zu schieben und hielt ihre Hände fest.

»Willst du dich beschweren, Süße?«

Ihr Körper unterwarf sich meiner dominanten Geste mit erfreulicher Bereitwilligkeit. Clara spreizte einladend die Beine, sie atmete flach und schnell und gurrte die einzigen Worte, die ich von ihr hören wollte. »Ja, bitte.«

Dieser Aufforderung folgte ich gern, ich löste meinen Griff gerade lange genug von ihr, um den Schal aufzuknoten, mit dem die Vorhänge des Himmelbetts an die Bettpfosten gebunden waren. Sie widersetzte sich nicht, als ich ihr Handgelenk vorsichtig ans Bett fesselte. Als ich mein Knie probenhalber an ihren nackten Schoß drückte, stellte ich fest, dass sie dem Gedanken an eine morgendliche Session ganz und gar nicht abgeneigt war.

»Ich weiß ja nicht, was die Amerikaner davon halten, wenn

man schon so früh am Morgen mit Bondage anfängt.« Trotzdem reckte sie noch beim Reden ihren freien Arm in Richtung des anderen Bettpfostens.

Überheblich grinste ich zu ihr hinunter. »Die Regeln von denen interessieren mich nicht.« Um meinen Worten Nachdruck zu verleihen, schnürte ich ihre Handgelenke etwas fester und wurde dafür mit gesteigerter Erregung belohnt.

»Darf die Queen in ihrem eigenen Schlafzimmer festgebunden werden?« Sie sagte gern solche Sachen, weil sie genau wusste, dass ich sie dafür umso härter anfasste. Je frecher sie wurde, desto heftiger wurde mein Verlangen, sie zu dominieren. Wie bei den meisten Paaren umfasste unser Sexleben die ganze Palette von langsam und sinnlich bis hin zu wild und animalisch. Doch anders als die meisten Paare schöpften wir täglich die ganze Bandbreite aus.

»Wenn sie im Bett des Königs liegt, durchaus.« Ich richtete mich auf, setzte mich auf die Fersen und genoss den Anblick meiner gefesselten und hilflosen Frau. Zum Glück war das Haus groß und Elisabeth mit dem Kindermädchen am anderen Ende des Flurs, denn ich hatte Lust, sie schreien zu hören.

Claras Brüste lugten unter dem seidenen Nachthemd hervor, und ich zerriss die zarten Träger, um sie ganz freizulegen. Ich ließ mich nach unten gleiten, umschloss ihren Nippel mit meinen Lippen und saugte daran. Auch wenn ich keine Ruhe gab, bis ich sie unter mir spürte, ließ ich mir Zeit, wenn ich sie einmal so weit hatte. Sie stöhnte leise, ich saugte immer fester und biss sie schließlich geradezu ins weiche Fleisch. Clara bäumte sich mir entgegen, ihre Hüften begannen zu

beben, und es verlangte sie immer heftiger nach Erfüllung. Ich genoss es sehr, meine Frau beim Höhepunkt zu beobachten, doch sie ganz nah heranzubringen, war noch besser. Es war nur gerecht, wenn ich diese schöne, intelligente Frau in ein unbeherrschtes, lüsternes Etwas verwandelte – schließlich brauchte sie normalerweise nur den Raum zu betreten, um mich in eben jenen Zustand zu versetzen.

»Hast du heute gar keine Termine?« Leidenschaftlich presste sie ihren Körper an mich.

»Erst in ein paar Stunden«, erwiderte ich, während ich weiter ihre weiche Brust liebkostete. Ich hatte ihr tunlichst verschwiegen, zu welcher früheren Stunde ich den heutigen Tag begonnen hatte. Zweifellos würde die Zeit für unseren Geschmack ohnehin viel zu schnell vergehen.

»Tsss«, zischte sie durch ihre zusammengebissenen Zähne.

Ich richtete mich auf und hob eine Braue. Meine Autorität im Schlafzimmer infrage zu stellen, bedeutete unweigerlich, dass sie noch länger auf dem Rücken liegen bleiben musste. Vermutlich wusste sie das ganz genau. »Du wirst ungeduldig.«

»Und du machst mich wahnsinnig!« Sie bog die Hände über ihren Fesseln, als wollte sie sie lockern.

»Denk bloß nicht, du könntest dich von denen so leicht befreien«, sagte ich, während ich mich zwischen ihren Schenkeln niederließ. Ich strich mit der Spitze meines Penis über ihre geschwellenen Schamlippen und grinste amüsiert, weil sie ihre Vorfreude nicht verbergen konnte. Ich zog ihre Beine um meine Hüften, dehnte ihren zwischen den Bettpfosten und meinem Unterleib langgestreckten Körper und wartete.

»Bitte.« Sie leckte sich die Lippen, bekam glasige Augen und flehte erneut: »Bitte. Bitte.«

Stöhnend drang ich in sie ein, denn wenn sie bettelte, konnte ich nicht widerstehen. Sofort zogen sich ihre Muskeln um meinen Schaft zusammen, und ich trieb sie zum Höhepunkt. Ein Schrei brach aus ihr hervor. Ich hatte es ihr besorgt, doch sie hatte mich wieder einmal auf die Knie gezwungen.



Mit dem Kamerateam, das vor dem Schreibtisch des Präsidenten seine Aufnahmen machte, wirkte das Oval Office weniger hochhoffiziell. Der Raum war in Elfenbein- und Gelbtönen gehalten, doch die Farbpalette half nur wenig, die unterkühlte Atmosphäre zu erwärmen. Es war eine nachvollziehbare Entscheidung des Weißen Hauses, meinen Besuch filmen zu lassen, doch nicht gerade förderlich, um eine ungewollte Unterhaltung zu führen. Da ich das neue Staatsoberhaupt der Vereinigten Staaten bisher noch nicht kennengelernt hatte, legte ich Wert darauf, mich von meiner besten Seite zu zeigen. Ich konnte nur hoffen, dass auch er sich entsprechend verhalten würde.

»Alexander, willkommen.« Präsident Williamson nickte knapp, als er sich aus seinem Stuhl erhob. Es war ein Zugeständnis an meine Position, aber keine tiefe Verbeugung, wofür ich ihm dankbar war. Dass sich die Leute nicht ständig genötigt fühlten, vor mir einen Bückling zu machen, gefiel mir besonders an Amerika.

Williamson hatte ungefähr das Alter meines Vaters, aber die beiden waren sich nie begegnet. Er hatte sein Amt erst kurz nach dem Anschlag angetreten, bei dem mein Vater ums Leben gekommen war. Doch mit dem Lebensalter erschöpften sich die Gemeinsamkeiten bereits. Albert war sowohl in seinem Verhalten als auch dem Äußeren nach durch und durch Brite gewesen – zumindest in der Öffentlichkeit. Williamson hingegen verkörperte einen amerikanischen Staatschef – bis hin zum roten Schlips der Macht. Das grau melierte Haar und die Falten in seinem Gesicht ließen ihn nicht alt wirken, sondern verliehen ihm geradezu eine Aura von Weisheit. Wie die meisten Amerikaner, die im Rampenlicht standen, sah er eher aus wie ein Filmstar als wie ein gebeutelter Politiker. Von der Öffentlichkeit wurde er als der Mann wahrgenommen, der die Zügel in der Hand hielt, auch wenn seine Macht durch das große gesetzgebende Repräsentantenhaus eingeschränkt war, dessen Vertreter wie er vom Volk gewählt wurden. In diesem Punkt waren unsere Positionen ähnlich.

»Meinen Glückwunsch zu Ihrer Vermählung. Ich hatte gehofft, die Freude mit Ihnen teilen zu können, aber die Umstände ...« Er hielt inne, und ich erinnerte mich an die Ereignisse an meinem Hochzeitstag.

»Selbstverständlich.« Ich lächelte knapp. Dass er es von sich aus ansprach, war höflich. Obwohl seitdem bereits einige Zeit vergangen war, hatte ich den Tag nie vergessen können. Williamson war auch zu den Krönungsfeierlichkeiten eingeladen gewesen. Unter den gegebenen Umständen hatten er und mehrere andere einflussreiche Würdenträger je-

doch mit Bedauern ihre Teilnahme an der Zeremonie abgesehen. Ich konnte es ihnen nicht zum Vorwurf machen, wäre es nach mir gegangen, hätte ich das Ritual ebenfalls ausfallen lassen. »Auch Clara und ich bedauern, nicht schon früher gekommen zu sein. Wir hatten es vor, doch das Leben und die Politik hatten andere Pläne.«

»Haben sie das nicht immer?« Er deutete auf einen Sessel neben seinem, und ich nahm Platz. »Wie geht es Ihrer reizenden Gattin?«

»Mutterpflichten«, erwiderte ich förmlich. Clara würde sich den Kameras nicht auf Dauer entziehen können, doch momentan unterstützte ich sie darin nur zu gern. Die Vorstellung, sie mit der Welt zu teilen, gefiel mir ganz und gar nicht.

»Ich bin mir sicher, dass sich unsere besondere Beziehung jetzt, da Sie mit einer Amerikanerin verheiratet sind, noch vertiefen wird«, sagte der Präsident unbekümmert, bevor er sein Jackett richtete, um sich zu setzen.

In mir regte sich Unmut, und ich tat mein Bestes, mir das nicht anmerken zu lassen. Dieser Mann und sein Land hatten keine Rechte an meiner Frau. Das konnte ich ihm jedoch kaum sagen, schon gar nicht während eines Fernsehinterviews. »Ich glaube, Sie werden feststellen, dass Clara ebenso amerikanisch ist wie ich.«

Wir lachten, obwohl wir es beide nicht komisch fanden. Williamsons Vorgänger war dafür bekannt gewesen, unbehagliche Situationen elegant zu meistern. Diese Qualität hatte jedoch nicht genügt, ihm die Wiederwahl zu sichern. Die momentane Stimmung im Oval Office erinnerte an die

wachsamen Anspannung vor einem Kampf. So etwas kam dabei heraus, wenn man zwei Alphatiere zusammen in einen Raum steckte. Es gab keine erlösende Pointe, sondern nur einen schweigenden Kampf um die Vorherrschaft.

»Ich habe gehört, dass sie lieber Kaffee trinkt«, schaltete sich die Außenministerin überschwänglich ein. Wenigstens hatte Williamson jemanden in sein Kabinett berufen, der es verstand, Spannungen abzubauen. Es war auch deshalb eine weise Entscheidung, weil sie für den größten Teil der Außenpolitik seiner Regierung verantwortlich zeichnete.

»Daran arbeite ich noch«, scherzte ich. Das kleine Geplänkel erzielte den gewünschten Effekt, und die Unterhaltung verwandelte sich in ein lockeres Gespräch zwischen den Repräsentanten zweier unabhängiger Nationen. Etwa eine Stunde später, als sich gerade eine Diskussion über die Vorzüge amerikanischen Footballs im Vergleich zu europäischem Fußball entwickelte, begann das Aufnahmeteam damit, seine Ausrüstung einzupacken.

»Bitte hier entlang.« Ein Assistent führte die Crew aus dem Büro, und die Atmosphäre wandelte sich abermals.

Williamson sackte in seinem Sessel zusammen und legte das Kameragesicht ab. »Scotch?«

»Ja, gern.«

Einen Augenblick später servierte uns ein Hausangestellter die Drinks, und ein junger, nervöser Mann trat zu uns.

»Alexander, darf ich Ihnen meinen Pressesprecher Richard May vorstellen? Er ist hier, um uns auf die Pressekonferenz vorzubereiten.«

Ich stand auf und schüttelte dem Mann, der den angebotenen Scotch ausschlug, die Hand.

»Ich muss mich entschuldigen, weil ich Sie gleich schon wieder vor eine Kamera stelle«, sagte er.

»Ich wurde vor laufenden Kameras geboren«, erwiderte ich sarkastisch. Tatsächlich wusste ich gar nicht, wie es sich anfühlte, mich in der Öffentlichkeit aufzuhalten, ohne dabei gefilmt zu werden. Nur während meines Militärdienstes hatte ich davor Ruhe gefunden.

»Selbstverständlich«, sagte May abwesend, während er durch seine Unterlagen blätterte. »Ich gehe davon aus, dass die meisten Fragen ziemlich harmlos sein werden. Man wird sich nach Clara und Ihrer Tochter erkundigen.«

Ich zwang mich zu einem Nicken. Auch wenn ich mir noch so sehr wünschte, meine Frau und mein Kind aus der Öffentlichkeit herauszuhalten, es war vergeblich. Dennoch versuchte ich, der Presse klare Grenzen zu setzen, insbesondere, weil sie uns während unserer Verlobungszeit so schlimm zugesetzt hatte. Elisabeths Leben sollte so normal wie nur irgend möglich verlaufen.

»Und dann ist da die Sache mit Edward.«

»Ich nehme an, Sie reden über einen gewissen Artikel, der demnächst in einer Zeitschrift erscheinen soll.« Diesmal gab ich mir keine Mühe, meine Missbilligung zu verbergen. Meine Leute hatten mich gewarnt, dass ich im Ausland darauf angesprochen werden könnte.

»Wir haben das Pressekorps über die Themen informiert, die vertieft werden dürfen«, versicherte mir der Präsident,

»aber die Pressefreiheit bringt es mit sich, dass wir die Fragen nicht vorschreiben dürfen.«

Der Wink mit dem Zaunpfahl entging mir nicht. »Das ist in Großbritannien nicht anders.«

»Dann wissen Sie auch, was für Schwierigkeiten man bekommt, wenn man es versucht.« Williamson breitete entschuldigend die Hände aus, und ich nickte.

Die Verlobung meines Bruders hatte in einigen Gazetten für Negativschlagzeilen gesorgt, aber im Großen und Ganzen war Edwards Entscheidung für ein öffentliches Coming-out enthusiastisch begrüßt worden. Für die meisten war es ein Zeichen dafür, dass die Monarchie kein Relikt vergangener Zeiten mehr war, doch es würde immer Leute geben, die das anders sahen.

»Wenn es sein muss, werde ich die Aussage verweigern«, scherzte ich und gab mir Mühe, so zu klingen, als ob mich die Sache kaltließe.

»Ich glaube, er bekommt das schon hin«, sagte Williamson und zwinkerte May zu. »Sind wir so weit?«

May zitterte leicht und nickte. Kein Medikament der Welt konnte den Stress lindern, den sein Job mit sich brachte. Ich fand es bemerkenswert, dass man den Mann vor die Kameras treten ließ. Auf dem Weg zum Pressesaal fiel Williamson absichtlich etwas zurück. Ich verstand das Signal und tat es ihm gleich.

»Es tut mir leid, dass wir nicht bei Ihrer Krönung dabei waren.« Nachdem er zu Beginn unseres Treffens derart um die Vorherrschaft im Raum gekämpft hatte, klang seine Ent-

schuldigung nun überraschend aufrichtig. »Unsere Sicherheitsleute hatten den Eindruck, dass die Risiken unverhältnismäßig hoch waren, und von Mann zu Mann muss ich Ihnen sagen, dass die Sicherheit meiner Frau für mich immer an erster Stelle steht.«

»Das ist verständlich.« Ich wusste es zu schätzen, wenn ein Mann seine Frau über alles stellte. Ging es um meine eigene Sicherheit, war ich nur selten besorgt, doch wenn Clara mich ließe, würde ich sie von einer ganzen Armee beschützen lassen. »Wäre es nach mir gegangen, wäre Clara auch nicht dabei gewesen.«

Williamson zupfte an seiner Krawatte, und ich spürte, dass er noch etwas loswerden wollte. Nach kurzem Zögern fuhr er fort. »Unseren Ermittlungen zufolge handelte es sich möglicherweise um eine größere Verschwörung.«

»Wir sind zu demselben Ergebnis gekommen.« Also befasste sich nicht nur der britische Geheimdienst mit dem Attentat. Auch die CIA war hellhörig geworden.

»Ich werde gern an Sie weiterleiten, was wir herausgefunden haben, wengleich ich sagen muss, dass die meisten Informationen zu nichts geführt haben.«

»Ich bitte darum«, erwiderte ich angespannt. Auch unsere Ermittlungen waren in einer Sackgasse geendet. Zu gern hätte ich geglaubt, dass meine Familie nach dem Ausschalten Jack Hammonds nicht mehr in Gefahr war. Dass es jemand für richtig gehalten hatte, den Mann umzubringen, der allem Anschein nach für den Tod meines Vaters verantwortlich war, sprach allerdings dagegen. Smith Price war mein persönlicher

Informant in Hammonds Netzwerk gewesen. Wenn Price, wie er beteuerte, nicht Hammonds Mörder war, musste es jemand anders gewesen sein.

»Es sei denn, Sie haben den Täter bereits...«, Williamson ließ den Satz unvollendet. Es war anscheinend nicht zu erwarten, dass er noch Neues zu dem Fall beizutragen hatte.

»So ist das mit Ungeheuern«, erwiderte ich, als wir vor dem Pressesaal angekommen waren. »Man schlägt einen Kopf ab und merkt erst danach, dass es noch andere gibt.«

»In der Tat.«

Unsere beiden Länder machten schwierige Zeiten durch. Ich nahm an, dass die Bedrohungen, denen seine Familie ausgesetzt war, ebenso erheblich und allgegenwärtig waren, wie es bei mir der Fall war. Ohne lange nachzudenken, klopfte ich ihm zum Zeichen meiner Solidarität auf die Schulter – vielleicht auch, um ihn zu trösten. Williamsons Miene war anzusehen, dass er meine Geste richtig deutete.

»Sie werden bereits erwartet, Sir«, teilte mir ein Assistent mit.

Ich konnte mir eine Grimasse nicht ganz verkneifen, ersetzte sie jedoch durch ein Lächeln, als ich vor die Reihen der Reporter trat. May hielt sich an meiner Seite, um für Ordnung zu sorgen, als mich alle gleichzeitig bestürmten.

»Miss Bernstein«, sagte May, und eine Frau schoss aus ihrem Stuhl hoch. Sie hielt sich nicht lange damit auf, ihren Rock glattzuziehen oder ihre Frisur zu richten, sondern fixierte mich mit ihrem Blick.

Das wird wehtun.

»Eure Hoheit, wird die Krone ihre Einwilligung zur Hochzeit Ihres Bruders erteilen?«

Es kam nicht überraschend, dass sie sich auf Edward stürzten. Ich konnte von Pressevertretern, die zu den rücksichtslosesten Journalisten der ganzen Welt gehörten, nicht erwarten, dass sie nur fragten, was mir genehm war. Mein Vater hätte die Dame enthaupten lassen, doch ich hatte bereits beschlossen, es auf andere Weise zu versuchen. Also lächelte ich und erwiderte nur: »Das habe ich bereits.«

Diese Antwort löste einen Sturm weiterer Fragen aus, doch ich hob eine Hand, noch bevor May dazwischengehen konnte. »Ich möchte Sie bitten, sich ab jetzt auf Fragen zur Politik und zu meinem Land zu beschränken.«

Und meine Familie außen vor zu lassen.

Meine Familie war tabu – und zwar alle, die dazugehörten. Ich hatte schon zu viele Menschen verloren, die mir nahestanden. Die wenigen, die mir geblieben waren, würde ich nicht mit Gott und der Welt teilen. Ich würde alles tun, um meine Familie zu schützen. Die Journalisten drucksten einen Moment lang herum, dann fassten sie sich wieder.

»Im Parlament gibt es eine lautstarke Minderheit, die sich für die Abschaffung der Monarchie einsetzt. Was sagen Sie dazu, dass diese Bewegung weiter wächst?«, rief einer.

»God save the King«, erwiderte ich und ertete Gelächter. Die trockene Antwort lenkte die Fragen zu Themen, aus denen sich humorvolle Zitate herauschneiden ließen. Ich gab mein Bestes, um die Oberhand zu behalten und von den Menschen in meinem Leben abzulenken. Als ich mich

schließlich verabschiedete, begegnete ich Williamson an der Tür.

»Immer charmant und keine konkreten Antworten – Sie sind wie geschaffen für die Politik.«

»Ich wurde in die Politik hineingeboren.«

»Wie es aussieht, hatten Sie nie die Wahl«, sinnierte er auf unserem Weg in den Wohnflügel.

Ich dachte an meine Frau und daran, wie mein Leben ausgesehen hatte, bevor ich sie kennenlernte. Das Schicksal hatte mich ihr unausweichlich entgegengetrieben, und doch hatte ich zunächst versucht, sie wegzustoßen. Um sie zu kämpfen, war am Ende ebenso meine freie Entscheidung gewesen, wie die Thronfolge anzutreten. Als König verfügte ich über die Möglichkeiten, nach den Verantwortlichen für die Angriffe auf meine Frau zu suchen. Letztlich war es immer darum gegangen, Entscheidungen zu treffen – auch wenn es nicht leicht war. »Ich habe mein Schicksal selbst gewählt.«

»Genau wie ich.« Williamson blieb stehen, um sich von mir zu verabschieden, bevor er wieder in sein Büro zurückging. Vor ihm lag noch ein ganzer Arbeitstag, ich würde mich jetzt meiner Welt widmen.

Leise betrat ich die kleine Suite, die unsere Gastgeber uns zur Verfügung gestellt hatten, weil ich fürchtete, ein schlafendes Kleinkind zu wecken. Doch stattdessen stürzte mir ein plappernder Wonneproppen entgegen. Mit einer schnellen Bewegung hob ich meine Tochter in die Arme.

»Es tut mir leid, Eure Majestät!« Penny, das Kindermäd-

chen, das uns begleitete, eilte herbei, um mich zu erlösen, doch ich wollte meine Kleine nicht hergeben. Die arme Frau konnte sich nicht vorstellen, dass sich ein Mann gerne um sein Kind kümmerte. Ich wollte ihr um jeden Preis zeigen, dass ich nicht wie die anderen Männer war.

Clara blickte von ihrem Buch auf und rollte angesichts der Szene, die sich vor ihr abspielte, mit den Augen, doch sie griff nicht ein. Zu einem späteren Zeitpunkt würde ich ihr mit Vergnügen den Hintern dafür versohlen, dass sie so renitent war. Als könnte sie meine Gedanken lesen, verzog sie den Mund zu einem wissenden Lächeln.

»Penny, gönnen Sie sich doch ein paar Minuten Pause«, forderte ich das Kindermädchen auf.

»Sir?« Sie starrte mich an, als wollte ich sie auf die Probe stellen.

»Ich möchte gern mit meiner Familie allein sein.«

Sie blickte weiterhin entgeistert, zog sich aber trotzdem mit einem Knicks zurück.

»Ist es denn so schwer zu glauben, dass ich meine Tochter halten möchte?«, murrte ich, als wir allein waren.

»Wahrscheinlich interessieren sich die meisten Könige mehr dafür, ihre Blutlinie fortzusetzen, als für Bauklötzchen.«

Clara sah uns zu, als ich es mir mit Elisabeth auf dem Teppich bequem machte, wo sie sich sofort aufrichtete und ihren neuesten Trick vorführte: Gehen.

»Kluges Mädchen«, lobte ich sie. »Dass du schon gehen kannst!«

»Sie ist fast fünfzehn Monate alt«, betonte Clara, während

sie sich neben mich auf den Boden sinken ließ. Schon bald war sie von Elisabeths Bemühungen so verzaubert wie ich selbst. Ich suchte ihre Hand und hielt sie, bis eine vertraute Gestalt in der Tür erschien. Norris wirkte wie ein stolzer Großvater, als er meine Familie betrachtete, doch als ich den Blick hob und wir uns in die Augen sahen, erkannte ich sofort, dass etwas nicht stimmte.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte ich leise zu Clara und hauchte ihr einen Kuss auf die Stirn, die sie besorgt in Falten legte. Norris hatte uns während der begrenzten Zeit, die wir als Familie zusammen verbringen konnten, nach Möglichkeit in Ruhe gelassen. Wir wussten beide, dass sein plötzliches Erscheinen nur mit Neuigkeiten aus England zu tun haben konnte. Ich stand auf und ging zu ihm hinüber. Elisabeth versuchte, mich mit Dutzenden winziger Schrittschritten einzuholen.

»Es ist etwas passiert«, sagte Norris leise. Wir blickten beide zu Clara, die uns mit wachsamen Augen beobachtete. Es gefiel ihr gar nicht, wenn man sie nicht über alles informierte. Das hatte seit unserer Hochzeit schon häufiger für Verstimmungen gesorgt. Ihr Anspruch, dass wir keine Geheimnisse voreinander haben sollten, war zwar berechtigt, doch ich brachte es nicht über mich, sie mit allem zu belasten, was ich wusste.

Ich trat in den Flur, Norris folgte mir.

»Hat es mit Hammond zu tun?« Auch ein knappes Jahr nach seiner Ermordung waren wir bei der Suche nach unserem gemeinsamen Feind keinen Schritt weitergekommen.

Wer auch immer ihn ermordet haben mochte, es war ihm nicht darum gegangen, mir einen Gefallen zu tun. Das wurde mit jedem neuen Stein, unter den wir blickten, offensichtlicher.

»Nein, ich weiß noch nicht genau, was es bedeutet.«

»Du wirst mir schon etwas mehr erzählen müssen«, forderte ich ihn auf. Diese Geheimniskrämerei sah Norris gar nicht ähnlich, was vermuten ließ, dass er schlechte Neuigkeiten zu überbringen hatte.

»Das Team, das die persönlichen Angelegenheiten deines Vaters überprüft, ist auf etwas gestoßen.«

»Das klingt doch nach einer guten Nachricht.« Als ich ein Team darauf angesetzt hatte, das Privatleben meines Vaters unter die Lupe zu nehmen, hoffte ich, eine Spur zu den Menschen zu finden, die für seinen Tod verantwortlich waren.

»Ich fürchte nur, dass es noch mehr Fragen aufwirft.« Norris wirkte zerrissen, mein Pulsschlag beschleunigte sich, und in meiner Blutbahn wurde Adrenalin freigesetzt.

»Was haben sie gefunden?«, fragte ich mit zusammengebissenen Zähnen.

»Nicht *was*«, korrigierte Norris zerknirscht. »Wen.«

»Wen?«, wiederholte ich. »Sie sind auf eine Person gestoßen?«

»Auf deinen Bruder.«

»Edward?«, fragte ich, obwohl mich bereits Schwindelgefühle erfassten.

»Nein.« Norris schwieg.

»Ich habe noch einen Bruder?« Meine Worte klangen so erstickt, dass ich meine eigene Stimme kaum erkannte.

Norris holte tief Luft, als wollte er genug für uns beide davon schöpfen, bevor er sagte: »Es sieht ganz danach aus.«

mens sowohl die Kapazitäten ihres Büros als auch der beiden Betreiberinnen rasch an ihre Grenzen brachte.

Lola, Belles Partnerin und die kleine Schwester ihrer besten Freundin, kam mit einem Klemmbrett zu ihr. Anders als Belle, die einen cremefarbenen Kaschmirpullover von Prada mit einer schmal geschnittenen schwarzen Hose und flachen Louboutin-Schuhen kombinierte, hatte sich Lola mit einem körperbetonten Kleid von Dolce & Gabbana in Schale geworfen, das viel zu kurz war, um noch als anständig durchzugehen. Mit blickdichten schwarzen Strumpfhosen und kniehohen Jimmy-Choo-Wildlederstiefeln versuchte die langbeinige Brünette die Wirkung etwas zu entschärfen. Sie sah aus, als würde sie von diesem Meeting direkt auf den Laufsteg eilen. Ihr Make-up war bis hin zu dem leuchtend roten Lippenstift perfekt. Belle hatte sich mit etwas Mascara und Lipgloss begnügt. Bei ihrer hellen Haut und den blonden Wimpern konnte sie nicht ganz darauf verzichten. Dass sie nicht mehr das Gefühl hatte, sich allmorgendlich auf Teufel komm raus stylen zu müssen, empfand sie als einen Vorteil ihrer Ehe, auch wenn sie es aus reiner Gewohnheit dennoch tat.

»Ich reise gleich nach Weihnachten nach New York ab.«
Lola ratterte ihre Termine so schnell herunter, dass Belle sich wieder ganz auf sie konzentrierte, damit ihr kein Detail entging.

Lola war das Gesicht ihres neuen Unternehmens. Zwar hatte sie Belle bedrängt, selbst für Interviews und Fotosessions zur Verfügung zu stehen, doch die Gründerin hatte sich dagegen entschieden. Lola war hervorragend geeignet für die Auf-

gabe. Während ihre Schwester Clara ein sanftes, freundliches Wesen besaß, war Lola ein echter Feger und hatte Biss. Sie war eine hervorragende Geschäftsfrau und unter Marketingaspekten ein Volltreffer. Lola Bishop war quasi über Nacht zum angesagten It-Girl geworden. Natürlich schadete es auch nicht, dass ihre Schwester die Königin von England war. Welche Frau würde sich in Modefragen nicht von jemandem aus deren Familie beraten lassen?

Das hatte allerdings mehr Aufmerksamkeit erregt als geplant. Seither stand Lola im Fokus der Klatschmagazine. Sobald man einen Mann an ihrer Seite sichtete, wurde darüber spekuliert, ob er die Liebe ihres Lebens sei. Nur Belle kannte die Wahrheit. Lola hatte den Männern fürs Erste abgeschworen, sie krepelte lieber die Ärmel hoch und steckte ihre Energie in den Aufbau des Unternehmens. Einer Frau, die die Welt erobern wollte, blieb keine Zeit für Liebeleien. Zum Glück scheute sie sich nicht davor, im Rampenlicht zu stehen. So konnte sich Belle ausschließlich darum kümmern, dass sich ihr Unternehmen Bless nach ihren Wünschen entwickelte. Was ihr sowieso mehr Spaß machte.

Als sie sich mit Smith Price einließ, hatte Belle nicht geahnt, dass er ihr Leben so grundlegend ändern würde. Daraus hatten sich zwar gute Dinge ergeben – das Unternehmen und ihre Heirat –, aber Belle war auch zum Ziel mehrerer Angriffe geworden, mit denen sein korrupter Arbeitgeber Smith hatte unter Druck setzen und erpressen wollen. Das war nun zum Glück vorbei, dennoch war Belle mehr als froh darüber, nicht in der Öffentlichkeit auftreten zu müssen.

»Sieh dir doch bitte auch noch diese Bewerbungen an.«
Lola deutete auf einen Stapel Ausdrucke, die schon fast die ganze Woche dort lagen.

»Wow«, sagte Belle und hob den Stapel hoch. »Sieht aus, als hätten eine Menge Leute Lust, für uns zu arbeiten.«

»Und das sind nur die, die durch die Vorauswahl gekommen sind«, verkündete Lola stolz.

Belle blätterte den Stapel durch und versuchte, sich zu motivieren, einen Blick hineinzuwerfen.

»Wir müssen Leute einstellen«, erinnerte Lola sie.

Das wusste Belle, was es jedoch nicht leichter machte. Mit mehr Menschen wuchs auch die Verantwortung. Weder Belle noch Lola waren auf ein Gehalt angewiesen, deshalb hatten sie monatelang darauf verzichtet und das Geld stattdessen in den Ausbau des Unternehmens gesteckt. Lola konnte auf ihren Treuhandfond zurückgreifen und Belle auf Smiths Bankkonto. Leute einzustellen fühlte sich ein wenig so an, als würden sie sich freiwillig in Fesseln legen. Es bedeutete, die Verantwortung für das Wohlergehen anderer Menschen zu übernehmen. Ganz zu schweigen davon, dass Belle Lola vertraute. Ein solches Vertrauensverhältnis fiel nicht vom Himmel.

Lola seufzte, als sie spürte, dass sie bei Belle im Moment nichts ausrichten konnte, und band ihr glattes, braunes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen. »Ich hole mir ein Curry vom Inder. Willst du auch was?«

Bevor Belle antworten konnte, wurde die Tür zu ihrem Loft geöffnet. Es gab nur einen Menschen außer ihr und

Lola, der einen Schlüssel zum Büro besaß. Und bevor ihn Belle auch nur sah, reagierte ihr Körper bereits. Ihre Nippel verwandelten sich unter ihrem Kaschmirpullover zu festen Knospen, und sie spürte die Erregung zwischen ihren Schenkeln.

Lola warf ihr einen neidischen Blick zu. »Ach, wenn ich es mir recht überlege, werde ich heute lieber eine richtige Mittagspause machen.«

Smith grinste, als er den Raum betrat. Das hatte er garantiert gehört.

»Mach eine extralange Mittagspause«, riet er ihr.

Beim Anblick ihres Ehemanns richtete sich Belle auf ihrem Stuhl auf. Diese Wirkung hatte er jedes Mal auf sie. Mit seinem dunklen Haar, das im Licht glänzte, und dem Dreitagebart hätte er ebenso gut Model statt Anwalt sein können. Es war gerade ziemlich kalt in London, und der schwarze Kaschmirmantel stand ihm ausgezeichnet. Zum Schutz vor dem Wind hatte er den Kragen hochgeschlagen und den Mantel so weit zugeknöpft, dass Belle den Schlipsknoten kaum noch erkennen konnte. Seine Krawatten hatten es ihr schon immer besonders angetan, zumal er sie oft für aufregende Zwecke nutzte, die lustvolle Stunden nach sich zogen.

»Bis nachher, ihr zwei«, sagte Lola. Sie grinste beim Hinausgehen, doch es war Belle, als hätte sie einen Hauch von Eifersucht in ihrem hübschen Gesicht entdeckt. Vielleicht war Lola Bishop einer neuen Liebe doch nicht so abgeneigt, wie sie vorgab.

»Hast du eigentlich Freunde?«, dachte Belle laut nach.

Auch wenn sie jetzt fast ein Jahr verheiratet waren, hatte sie erst wenige Menschen aus Smiths Bekanntenkreis kennengelernt.

Smith stieß ein leises Lachen aus, das einen Schauer durch ihren Körper rieseln ließ. »Was Freunde angeht, habe ich einen schrecklichen Geschmack, schon vergessen?«

»Stimmt eigentlich ... Vergiss, dass ich gefragt habe«, erwiderte sie.

»Willst du dich als Kupplerin versuchen?« Er blickte zur Tür, durch die Lola gerade hinausgegangen war. War sie so leicht zu durchschauen? Vielleicht kannte auch nur ihr Mann sie so gut.

»Ich glaube, um diese Jahreszeit werde ich einfach sentimental.« Mehr musste sie ihm nicht erklären. Sie würden demnächst den zweiten ihrer beiden Hochzeitstage feiern. Die Hochzeit lag zwar erst ein Jahr zurück, sie waren den Bund der Ehe jedoch zweimal eingegangen. Nach einer heimlichen Trauung im November hatten sie in der Silvesternacht noch einmal im Kreise ihrer Familien und Freunde geheiratet. Ein Hochzeitstag war offiziell, der andere ihr ganz persönlicher. Sie brachte es nicht fertig, einen der beiden Tage, die ihr so viel bedeuteten, nicht zu feiern.

»An Lola sind doch sicher eine Menge Männer interessiert«, sagte Smith, streifte den Mantel von seinen breiten Schultern und hängte ihn an einen Haken an der Tür. Dort wirkte er wie ein schwarzer Strich und bildete einen deutlichen Kontrast zu den weißen Wänden, die den Firmensitz von Bless betont karg und modern wirken ließen. Belle hatte

darauf bestanden, dass alle Aufmerksamkeit auf die Kleidung gelenkt wurde. Jetzt hatten sie zwar noch einen Lagerraum hinzumieten müssen, doch es standen auch weiterhin mehrere Regale mit einer Auswahl für ihre wichtigsten Kunden bereit, die sie am liebsten individuell betreuten.

Zu ihrer Überraschung zog Smith sich weiter aus und schälte sich aus der Anzugjacke. Unter den Ärmeln seines Leinwandhemds zeichneten sich seine Muskeln ab.

»Was treibt dich eigentlich her?«, fragte sie und gab sich keine Mühe, den hoffnungsvollen Unterton in ihrer Stimme zu verbergen.

»Ich dachte, ich hole mir was zum Mittag«, erwiderte er.

»Worauf hast du denn Appetit?« Sie beugte sich vor und wusste ganz genau, dass ihr tief dekolletierter Pullover ihre Brüste zur Schau stellte. Sein Blick wanderte dorthin, und er betrachtete sie wohlwollend, dann lehnte er sich vor, bis er über ihr war. Jetzt trennte nur noch der Schreibtisch sie, und Belle fragte sich, welche Genüsse sie erwarteten.

»Eigentlich«, erklärte er, »war ich mir nicht ganz sicher, worauf ich Lust hatte. Curry klang nicht gut. Italienisch? Wollte ich auch nicht. Anscheinend hatte ich nur auf eines Appetit.«

Belle befeuchtete nervös die trockenen Lippen mit der Zunge, während sie auf seinen Mund starrte.

»Jetzt weiß ich, was ich will«, fuhr er fort und umrundete den Schreibtisch. Er streckte die Hände aus und wartete, dass sie sie ergriff.

Belle wusste, was es bedeutete, sich Smiths Kontrolle zu

unterwerfen. Sie verzehrte sich danach, und das war heute nicht anders als sonst. Er half ihr hoch und zog sie in seine Arme und legte sie auf den Schreibtisch, wobei er ihren Pullover nach oben schob und ihre Brüste entblößte.

»Kein BH, meine Schöne?« Er senkte den Kopf, um ihren Nippel in den Mund zu nehmen. Als er gierig daran saugte, stöhnte sie, und als er von ihr abließ, war die kecke Wölbung prall und geschwollen. »Gefällt es dir, wenn Luft an deine Titten kommt? Das gefällt dir, stimmt's? Weil du so versaut bist.«

Sie stöhnte ein Ja, und er belohnte sie dafür, indem er ihrer anderen Brust die Ehre erwies. Smith wusste ganz genau, wie er sie auf Touren bringen konnte, was zur Folge hatte, dass sie, auch wenn sie getrennt waren, meist vor Lust vibrierte. Er wusste genau, warum sie keinen BH trug. Sie hatte sich nach und nach angewöhnt, so wenig Unterwäsche wie möglich zu tragen. Denn wenn Smith sie ohne BH oder Slip erwischte, belohnte er sie. Doch das war nicht der einzige Grund, warum sie so fügsam war. Sie brauchte auch den Hautkontakt. Das Gefühl, wie der weiche Stoff über ihre Nippel strich, befriedigte sie zumindest so lange, bis sie Smith wiederhaben konnte.

»Das ist genau das, was ich gewollt habe«, knurrte er und arbeitete sich von dem Tal zwischen ihren Brüsten weiter nach unten. Er hakte die Daumen unter ihren Hosensack und zog ihr gleichzeitig Hose und Slip aus. »Ich muss dich verschlingen.«

An der Art, wie er die Zunge durch ihren feuchten Spalt

zog, war nichts Zärtliches. Belle schrie auf, als er sie über ihren entflammten Kitzler schnellen ließ. Sie streckte die Hände vor, um sich irgendwo festzuklammern, und ließ die Tischkante nicht los, als er tiefer vordrang. Doch es reichte noch nicht. Sie bäumte sich auf, wollte mehr von ihm. Er schlang die Arme um ihre Taille und drückte sie nieder. Belle stöhnte frustriert auf und strampelte mit den Beinen, die sie hoch in die Luft gereckt hatte. Wenn er die totale Kontrolle wollte, hätte er sie festbinden müssen. Zur Antwort reizte Smith ihre empfindliche Klitoris. Das reichte, um sie zum Höhepunkt zu bringen. Sie schlang die Oberschenkel um seinen Kopf und versuchte gleichzeitig, ihn wegzustoßen und festzuhalten. Als es ihr zu viel wurde, zog sie an seinem Haar, doch er saugte nur noch fester an ihrer geschwollenen Knospe. Er war noch nicht zufrieden.

Er weiß nie, wann er aufhören soll. Etwas anderes konnte sie nicht denken. Ihr Körper wehrte sich gegen die übermächtigen Gefühle, die sie durchströmten. Doch mit jeder Welle brachte er sie abermals näher an die Klippe. Sie kam erneut und schrie vor Lust laut auf. Als Belle endlich wieder die Augen öffnen konnte, sah sie Smith zwischen ihren Beinen grinsen.

»Ich komme hier nicht weg«, erklärte er. Erst jetzt bemerkte sie, dass sie immer noch in sein Haar verkrallt war.

»Tut mir leid«, murmelte sie benommen und versuchte, die Finger zu lösen. Es kostete sie einige Anstrengung, gegen ihren eigenen Körper anzukämpfen. Er hatte sie entfesselt, sie in die tosende See gestürzt, und sie brauchte das Gefühl,

einen sicheren Anker zu haben. Sobald er wieder frei war, ließ sich Smith auf dem Stuhl hinter dem Schreibtisch nieder. Er zog sie auf seinen Schoß und in seine Arme.

Das ist einer der Vorteile, wenn man sein eigener Chef ist, dachte sie. Falls sie Lust hatte, sich den ganzen Nachmittag lang von ihrem Ehegatten auf dem Schreibtisch vögeln zu lassen, gab es keine Personalabteilung, die sie feuern konnte. Wenn sie zusätzliche Mitarbeiter einstellten, würden ihre Rendezvous mit Smith seltener werden. Bei diesen trüben Aussichten verzog sie das Gesicht. Lola wusste immer ganz genau, wann sie aus dem Büro verschwinden musste. Vielleicht hatte sie Glück und die neuen Mitarbeiter verfügten über einen vergleichbaren Selbsterhaltungstrieb. Falls nicht, sollte sich Bless vielleicht einen neuen Standort suchen, an dem Belle ein Büro mit Türen beziehen konnte.

»Woran denkst du, meine Schöne?«, riss Smiths raue Stimme sie aus ihren Gedanken.

»An die Zukunft«, flüsterte sie und schmiegte sich an seine Brust.

»An die nächste Runde zum Beispiel?«, fragte er.

»Etwas darüber hinaus«, erwiderte sie trocken. Wenn sie nur bis zur nächsten Runde denken würde, käme sie, so verlockend es war, nie weiter.

»So weit? Ich hoffe, ich habe einen Platz in deinen Zukunftsvisionen.« In seiner Äußerung klang eine Ernsthaftigkeit an, die sie überraschte.

»Immer«, versprach sie ihm. Ihre Finger zitterten noch, als sie mit den Händen über seine Wangen strich. Es hatte

dunkle Stunden gegeben, in denen sie fürchten musste, ihn zu verlieren. Diese Erinnerungen waren zu schmerzhaft, weshalb sie jedes Mal, wenn er über die Zukunft spekulierte, von dem Impuls überwältigt wurde, ihn nie wieder loszulassen.

Sie hatte nicht mehr damit gerechnet, die wahre Liebe zu finden. Nicht, nachdem ihre erste ernsthafte Beziehung mit einem Betrug zu Ende gegangen war. Vielleicht hatte sie ihn gerade deshalb gefunden: Sie war nicht auf der Suche gewesen. Doch Smith Price war in ihr Leben getreten, und sie beabsichtigte nicht, jemals wieder auf ihn zu verzichten. Zusammen hatten sie eine Menge durchgestanden. Vielleicht mehr, als die meisten Paare in ihrem ganzen Leben. Manches davon hatte sie verarbeiten können. Anderes würde sie nie vergessen. Sie tröstete sich damit, dass er immer da sein würde und ihr half, diese Bürde zu tragen. Er liebte ihren empfindlichen Hals, seine Bartstoppeln kitzelten ihre Haut, und sie kicherte.

»Du riechst nach mir«, sagte sie.

»Das ist mein Lieblingsduft, meine Schöne.« Er leckte sich die Lippen, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

»Unbezahlbar.«

»Mir scheint, es hat durchaus einen Preis, Smith Price. Meinen Preis.« Sie deutete nach unten.

»Dann ist es preiswert, glaube ich«, scherzte er. Er neigte den Kopf und gab ihr einen leidenschaftlichen Kuss. Seine Lippen schmeckten nach der erregenden Mischung aus der Lust und dem Höhepunkt, die er ihrem Körper geschenkt hatte. Als sie jünger war, hätte sie keinem Mann erlaubt, sie

danach zu küssen. Doch Smith gelang es, das Verbotene erotisch zu machen. Vielleicht war das der Grund, warum sie bei ihm nie Nein sagen konnte.

Trotzdem – wenn sie heute überhaupt noch etwas schaffen wollte, musste sie sich allmählich von ihm lösen. Sie wand sich von seinem Schoß, sprang aus seiner Reichweite und hob ihre Hose auf. Smith schüttelte missbilligend den Kopf.

»Ich glaube, ich müsste noch Minzpastillen in der Schublade haben«, sagte sie, hauchte ihm einen Kuss auf die Wange und zog die Nase kraus.

»Ich rieche gerne nach dir«, erinnerte er sie. »Ich genieße es den ganzen Tag, es bringt mich auf alle möglichen Gedanken, was ich heute Abend mit dir anstellen könnte.«

»Hast du nicht noch eine Besprechung? Deine Mandanten könnten sich daran stoßen.« Einerseits fand sie die Vorstellung erregend, ihren Gatten mit ihrem Duft zu markieren, andererseits war der Gedanke, dass er durch London lief und nach Sex roch, nicht sehr prickelnd.

»Du verstehst aber auch gar keinen Spaß, meine Schöne. Sind die hier drin?«

Sie blickte zu ihm hinüber und sah, wie er die linke Schublade aufzog.

»Nein, da nicht«, sagte sie rasch, doch da war es schon zu spät. Er suchte bereits darin herum, dann hielt er inne, weil er etwas entdeckt hatte. Mit ausdrucksloser Miene zog er eine flache Schachtel aus der Schublade.

»Was ist das?«, fragte er leise.

Er kannte die Antwort bereits. Das war deutlich an sei-

